

Leseprobe

Horacio Quiroga

Die Verbannten
und andere Erzählungen

Übersetzt, herausgegeben
und mit einem Nachwort versehen
von Roland Berens



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2010

Abbildung auf dem Umschlag:

Ruinen der Jesuiten-Reduktion von San Ignacio.

Bearbeitete Fotografie von Roland Berens.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2010

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Lektorat: Viola Zenzen

Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-798-5

www.aisthesis.de

Inhalt

DIE VERBANNTEN

Die Rückkehr der Anaconda	9
Die Verbannten	27
Van-Houten	36
Tacuara-Mansión	44
Der tote Mann	52
Das Dach aus Weihrauchholz	56
Die Dunkelkammer	70
Die Orangenschnapsbrenner	78

ANDERE ERZÄHLUNGEN

Der Lokführer des Schnellzuges	95
Die Flamme	105
Die künstliche Hölle	114
Meine Ehefrau, Miss Dorothy Phillips	122

Eine unmoralische Geschichte	153
Die andere Evolution	161
Das wilde Fohlen	194
Der Vampir	199
Abgetrieben	222
Nachwort von Roland Berens	226
Quellennachweis	239

Die Rückkehr der Anaconda

Anaconda hatte das dreißigste Lebensjahr vollendet, als sie darüber nachsann und einen Plan entwarf, unter Mithilfe der angestammten Bewohner der Tropen den Fluss zurückzuerobern.

Damals war sie eine junge Schlange von zehn Metern und befand sich im Zenit ihrer Kräfte. In ihrem weiträumigen Jagdrevier war kein Tiger oder Hirsch in der Lage, trotz Gegenwehr, ihrer Umarmung zu widerstehen. Wenn sie ihre Muskeln zusammenzog, wurde alles Leben dazwischen zerdrückt, bis zum Tode ausgewrungen. Vor den hin- und herwiegenden Halmen, die die auf Beutefang befindliche große Boa ankündigten, wirkten die federbuschartigen Schilfblüten wie große, ausgestreckte Ohren. Und wenn Anaconda in der stillen Zeit des Anbruchs der Dämmerung ihren zehn Meter dunklen Samt in dem rotschimmernden Fluss zum Baden ausführte, umgab sie ein Schweigen wie der Lichthof den Mond.

Doch nicht immer vertrieb ihre Anwesenheit alles Leben in der Umgebung wie ein todbringendes Gas. Die Friedfertigkeit in ihrem Verhalten und in ihrem Fortbewegen, für den Menschen verborgen und nicht erkennbar, teilte sie den Tieren schon von Ferne mit, etwa so:

»Guten Tag«, sagte Anaconda zu den Kaimanen auf dem Weg durch den Morast.

»Guten Tag«, antworteten einträchtig die in der Sonne liegenden riesigen Tiere und brachen mühsam mit ihren kugelrunden Lidern den Schlamm auf, der ihre Augen verklebte.

»Heute wird es sehr warm!«, grüßten die sich auf Bäumen hinaufschwingenden Affen, wenn sie die große dahingleitende Schlange am Nachgeben der Sträucher erkannten.

»Ja, sehr warm«, antwortete die Schlange und zog wie ein Schlepptau das Getuschel und die verdrehten Köpfe der Affen, die sich nur langsam beruhigten, hinter sich her.

Denn Affe und Schlange, Vogel und Natter, Maus und Viper sind unheilvolle Verbindungen, von denen auch der Schrecken vor großen Stürmen und die Auszehrung durch endlose Dürreperioden kaum ablenken können.

Nur die Anpassung aller an den gleichen Lebensraum, in dem seit unfassbaren Urzeiten die Gattung lebt und Leben weitergibt, ermöglicht es den Tieren, sich in Zeiten großer Katastrophen über verhängnisvolle Hungersnöte hinwegzusetzen. Und so vereinen sich die Ängste der Flamingos, der Schildkröten, der Ratten und der Anacondas in Perioden großer Trockenheit zu einem einzigen verzweifelten Wehgeschrei nach einem Tropfen Wasser.

Als wir unserer Anaconda begegneten, war die Wildnis drauf und dran, diese unheilvolle Verbindung in ihre Verdammnis zu stürzen. Seit zwei Monaten war kein Regen mehr auf die staubigen Blätter hinabgeprasselt. Selbst der Tau, für die verbrannte Pflanzenwelt Leben und Trost zugleich, war verschwunden. Von Tag zu Tag, von einer Dämmerung zur anderen, trocknete das Land immer weiter aus, so als wäre es ein einziger Glutofen. Den einstmals schattigen Bächen waren nur blanke, brennende Steine als Flussbett geblieben. Und die durch schlammiges Wasser und Kamelotgras¹ dickflüssig gewordenen Salzlagnen hatten sich in tonartiges Ödland verwandelt. Es war mit einem Netz von scharfkantigen Furchen durchzogen, das aussah wie ausgefranzte Hanfwohle. Das war das einzige, was von dem großen Reich der Wasserpflanzen geblieben war. Überall am Saum des Waldes waren Kakteen umgeknickt, die sonst steil wie Kandelaber in den Himmel ragten, und ihre Arme schlugen auf dem völlig ausgetrockneten Boden auf. Der war mittlerweile so hart, dass auch der geringste Aufprall einen Widerhall erzeugte.

So glitten die Tage dahin, einer nach dem anderen. Sie waren geschwängert vom Rauch der fernen Brände unter der Glut eines weißen, die Augen blendenden Himmels, durch den eine gelbe, strahlenlose Sonne zog, die bei Einbruch der Dämmerung dunstverhüllt wie ein riesiger Feuerball zu sinken begann.

Durch ihr eigentümliches Vagabundenleben hätte Anaconda, wenn sie nur gewollt hätte, die Auswirkungen der Trockenheit nicht übermäßig spüren müssen. Jenseits der Lagune und ihrer ausgetrockneten Ausläufer, in Richtung der aufgehenden Sonne, lag der große Fluss, der immer Erquickung spendende Paranyha, in dem sie einst geboren wurde, und der für sie in einer halben Tagesreise erreichbar war.

Aber die Boa ging nicht mehr zu ihrem Fluss. Früher, soweit das Gedächtnis ihrer Vorfahren zurückreichte, hatte der Fluss ihnen gehört. Wasser, Jungtiere, Wölfe, Gewitterstürme und die Einsamkeit, alles gehörte ihnen.

Jetzt nicht mehr. Zuerst war ein Mensch mit seiner elenden Begierde, alles zu sehen, zu berühren und zu zerschneiden, mit seinem langen Kanu hinter

der Sandbank aufgetaucht. Dann kamen andere Menschen mit wieder anderen in immer kürzeren Abständen. Alle verbreiteten üble Gerüche, denn sie waren verreckt durch die Macheten und die unaufhörlichen Brände und immer kamen sie von Süden flussaufwärts.

Viele Tagesreisen von hier hatte der Paranahyba einen anderen Namen, das wusste sie bereits. Aber noch weiter, auf dem Weg zu diesem unfassbaren Abgrund, dort, wo sich das Wasser ständig in die Tiefe stürzt, musste es da nicht eine Staustelle, eine quer zum Fluss liegende Erhebung geben, die die ewig sich hinabstürzenden Wasser aufhielt?

Ohne Zweifel, von dort kamen die Menschen mit den zweirädrigen Karren und den freilaufenden Maultieren, die den Urwald infizierten. Wenn sie den Paranahyba doch nur sperren und ihm seine wilde Stille zurückgeben könnte, um somit die einstigen Wonnen wieder zu genießen, als sie in dunklen Nächten, den Kopf drei Meter über dem dampfenden Wasser, zischend den Fluss durchquerte.

Ja, einen Damm errichten, der den Fluss sperrt. Und plötzlich dachte sie an die auf dem Wasser treibenden Schilfinseln.

Anacondas Leben währte erst kurze Zeit, aber sie wusste, dass durch zwei oder drei Hochwasser Millionen entwurzelte Baumstümpfe, sprudelnde Wasserpflanzen und Morast in den Paraná hinabgestürzt worden waren. Wo war der Ort, an dem das alles verfaulte? Welcher Pflanzenfriedhof würde groß genug sein, all die treibenden Schilfinseln aufzunehmen, die durch eine Flutwelle ohnegleichen in den Schlund jenes unbekanntes Abgrunds hinabgerissen würden?

Sie erinnerte sich genau: das Hochwasser von 1883, die Überschwemmung von 1894... Und nach elf Jahren ohne starke Regenfälle mussten auch die gesamten Tropen, sowie ihre eigene Kehle nach einer Sintflut lechzen.

Ihr schlangenhaftes Feingefühl für das Wetter ließ ihre Schuppen vor Hoffnung erzittern. Sie verspürte die unmittelbar bevorstehende Sintflut. Und wie ein zweiter Pedro der Eremit predigte sie an den Quellen und entlang der Flüsse einen Kreuzzug.

Die Trockenheit in ihrem Revier hatte verständlicherweise nicht das gesamte riesige Flussbecken erfasst. Nach langen Reisen blähten sich ihre Nüstern durch die schwere Feuchtigkeit über den Lagunen, deren Oberfläche nahezu gänzlich mit *Victoria Regis*² bedeckt war. Dort war die Luft geschwängert von dem Fomalindunst der kleinen Ameisen, die über ihr in den großen Blättern ihre Laufwege zogen.

Es war für Anaconda nicht schwierig, die Tiere zu überzeugen. Der Mensch war – ist – und wird immer sein – der grausamste Feind der Wildnis.

»Also, wenn wir den Fluss stauen«, kam Anaconda zum Schluss, nachdem sie bis ins Kleinste ihren Plan dargelegt hatte, »werden die Menschen nicht mehr bis hierher vordringen können.«

»Aber die notwendigen Regengüsse?«, wandten die Wasserschweine ein und konnten ihre Zweifel nicht verbergen. »Wir wissen nicht, ob sie auch kommen!«

»Sie werden kommen, und das früher als ihr es euch vorstellen könnt. Ich weiß es genau!«

»Sie weiß es«, bestätigten die Vipern, »sie hat unter Menschen gelebt. Sie kennt sie.«

»Ja, ich kenne sie und ich weiß, dass eine einzige Kamelottinsel, nur eine einzige, wenn sie im Hochwasser mit fortgeschwemmt wird, für einen Menschen wie ein Grab wirkt.«

»Das glaube ich auch!«, kam ein leichtes Lächeln von den Vipern. »Viel leicht aber auch für zwei...«

»Oder für fünf«, gähnte ein alter Tiger, der seinen Kopf tief in seine Flanke vergraben hatte. »Aber sag mir«, und er streckte seinen Körper in Richtung Anaconda, »bist du auch sicher, dass die schwimmenden Schilfinselfn ausreichen, um den Fluss zu stauen? Ich frage nur so, wie man eben fragt.«

»Natürlich reichen diese hier nicht und auch nicht die, die man im Umkreis von zweihundert Meilen loseisen kann. Aber ich muss dir sagen, du hast soeben die einzige Frage aufgeworfen, die mir Kopfzerbrechen bereiten kann. Nein, ihr Brüder! Alles Schilf des Paranahyba-Beckens und des Río Grande mit all ihren Nebenflüssen würde nicht reichen, um eine zehn Meilen lange Sperre quer zum Fluss zu bilden. Wenn mein Plan nicht mehr als diese enthalten würde, hätte ich mich beizeiten schon dem erstbesten Caipira³ mit seiner Machete vor die Füße geworfen. Aber meine Hoffnungen sind groß, dass überall starker Regen fällt und somit auch das Becken des Paraguay unter Wasser gesetzt wird. Ihr kennt ihn nicht, aber es ist ein großer Fluss. Wenn es dort auch so regnet, wie es unzweifelhaft hier regnen wird, ist das unser sicherer Sieg. Brüder, dort gibt es ganze Sümpfe voll von Kamelottgras, in solchen Mengen, dass wir sie niemals durchschreiten könnten, selbst wenn wir alle unsere Leben aneinanderreihen.«

»Sehr gut«, stimmten die Krokodile völlig schlaftrunken zu. »Es ist eine schöne Gegend dort... Aber wie werden wir erfahren, ob es auch dort geregnet hat? Wir sind ziemlich schwach auf den Beinen.«

»Aber nicht doch, ihr Ärmsten«, lächelte Anaconda und tauschte einen ironischen Blick mit den Wasserschweinen, die sich klugerweise in zehn Meter Entfernung breit gemacht hatten. »Wir werden sie nicht soweit gehen lassen. Ich glaube, dass jeder einfache Vogel imstande ist, uns in null Komma nichts die gute Nachricht zu überbringen.«

»Wir sind keine einfachen Vögel«, sagten die Tukane, »doch wir werden erst nach hundert Tagen zurück sein, denn wir sind nicht die besten Flieger. Aber wir haben vor niemandem Angst. Wir werden angefliegen kommen, weil uns niemand dazu zwingt. So wollen wir es machen. Und niemand kann uns Furcht einjagen.«

Und als ihnen die Luft ausgegangen war, blickten sie mit ihren großen blauumrandeten Goldaugen furchtlos in die Runde.

»Wir sind es, die sich fürchten«, kreischte ein bleischimmernder Hautbadler mit gedämpfter Stimme und plusterte sich verschlafen auf.

»Angst? Nein, weder vor euch noch vor sonst jemandem. Wir fliegen nur kurze Strecken; aber Angst? Nein!«, betonten die Tukane und ließen es nochmals alle Anwesenden bezeugen.

»Gut, gut...«, griff Anaconda schließlich ein, als sie sah, dass die Stimmung umschlagen könnte, denn im Urwald läuft seit ewigen Zeiten eine Debatte aus dem Ruder, wenn man versucht, sich mit Großtaten zu brüsten. »Niemand hat vor irgendjemand Angst, das wissen wir jetzt. Und die bewundernswerten Tukane werden jedenfalls kommen, um uns über das Wetter zu informieren, das im verbündeten Flusstal herrscht.«

»Also, wir werden das ausführen, weil es uns gefällt, aber niemand kann uns dazu zwingen«, stellten die Tukane nochmals klar.

Wenn man so weitermachen würde, hätte man den Schlachtplan sehr bald vergessen können und Anaconda erkannte das.

»Brüder!«, richtete sie sich mit einem vibrierenden Zischen auf. »So verlieren wir nur unnötig Zeit. Wir sind alle gleich und halten zusammen. Jeder einzelne von uns für sich allein kann wenig ausrichten. Als Verbündete sind wir jedoch die gesamten Tropen. Brüder, werfen wir sie in den Kampf gegen den Menschen! Er ist es, der alles zerstört! Es gibt keinen Fleck, den er nicht zerschneidet oder beschmutzt. Stürzen wir mit Hilfe des Regens unser gesamtes Reich in den Fluss, seine Fauna, seine Schilfin-seln, seine Fieber und seine Schlangen. Stürzen wir den gesamten Urwald in den Fluss, bis er verstopft. Bringen wir uns alle ein und entwurzeln wir uns bis auf den Tod, wenn es vonnöten ist. Stürzen wir die gesamten Tropen flussabwärts!«

Der Tonfall der Schlangen war stets verführerisch. Der gesamte Urwald erhob sich voller Leidenschaft zu einer einzigen Stimme:

»Jawohl, Anaconda! Du hast Recht! Stürzen wir die Tropen in den Fluss! Hinab! Hinab!«

Anaconda konnte endlich tief durchatmen. Die Schlacht war gewonnen. Die Seele – so kann man sagen – eines gesamten Lebenskreises mit seinem Klima, seiner Tier- und Pflanzenwelt ist nur schwer zu erschüttern. Wenn aber seine Nerven in der schweren Prüfung einer entsetzlichen Dürre bis zum Zerreißen gespannt sind, dann gibt es keine größere Gewissheit, als die wohlthätige Beschörung, die mit einem schweren Wolkenbruch einhergeht.

Aber in ihrem Revier, zu dem die große Boa zurückkehrte, hatte die Dürre bereits extreme Züge angenommen.

»Und?«, fragten die eingeschüchterten Tiere, »sind die dort unten mit uns einverstanden? Sag uns, wird es wieder regnen? Bist du dir auch sicher, Anaconda?«

»Ganz sicher. Bevor dieser Mond voll geworden ist, werden wir das Wasser in den Bergen niederprasseln hören. Wasser, Brüder, das so bald nicht wieder enden wird.«

Bei dem magischen Wort *Wasser* schrie der gesamte Urwald auf und es klang wie ein Echo der Verzweiflung:

»Wasser! Wasser!«

»Jawohl, und unermesslich viel, aber wir handeln nicht überstürzt, wenn es zu tosen beginnt. Wir vertrauen auf unschätzbare Verbündete und wenn der Augenblick gekommen ist, werden sie uns Boten senden. Sucht ständig den Himmel im Nordwesten ab, denn von dort müssen die Tukane kommen. Wenn sie eintreffen, ist der Sieg unser. Bis dahin habt Geduld!«

Aber wie kann man von Wesen Geduld verlangen, deren Haut vor Trockenheit rissig geworden war, deren Augen durch entzündete Bindehaut errötet und deren einst kraftvoller Gang nur noch ein zielloses Fortschleppen der Füße war?

Tag für Tag erhob sich die Sonne mit unerträglichem Glanz über der tönernen Erde und ging in blutroten Dünsten erstickend unter, ohne den geringsten Funken Hoffnung erkennen zu lassen. Bei Anbruch der Nacht glitt Anaconda bis zum Paranahyba, um dort im Schatten selbst das geringste Zittern wahrzunehmen, das den Regen anzeigen würde, der über das Wasser aus dem unerbittlichen Norden kommen musste. Zur Küste hatten sich noch all die Tiere geschleppt, die nicht ganz so kraftlos waren. Sie verbrachten alle

zusammen die Nächte schlaflos und ohne Hunger zu verspüren und witterten in der sanften Luft das geringste Anzeichen von feuchter Erde, wie das Leben selbst.

Bis endlich eines Nachts das Wunder geschah. Der vorausseilende Wind überbrachte den darbenden Geschöpfen das feine Aroma von durchfeuchtem Laub, untrüglich vor allem anderen erkennbar.

»Wasser! Wasser!«, hörte man das neuerliche Flehen in dem trostlosen Landstrich und das Glück war vollkommen, als man fünf Stunden später bei Tagesanbruch in weiter Ferne durch die Stille das dumpfe Donnern des Waldes vernahm, das die Wolkenbrüche ausgelöst hatten, die endlich herabprasselten.

An diesem Morgen strahlte die Sonne nicht gelblich, sondern in Orange und am Mittag war sie nicht mehr zu sehen. Dafür kam der Regen, undurchsichtig wie eine Wand aus Wasser und weiß wie oxydiertes Silber, und tränkte das dürstende Erdreich.

Zehn Tage und zehn Nächte kam die Sintflut über der dunstverschwommenen Wildnis hernieder und das zuvor in unerträglichem Licht erscheinende Ödland hatte sich nun bis zum Horizont in einen wasserreichen, schmerzlindernden Gürtel verwandelt. Die Wasserpflanzen begannen in flachen, grünen Tümpeln wieder zu keimen und breiteten sich zusehends über dem Wasser weiter aus, bis es ihnen gelang, sich mit den nächsten Nachbarn zu verbünden. Als neun Tage verstrichen waren, ohne dass die Sendboten aus dem Nordwesten erschienen, machte sich erneut Unruhe unter den Kreuzfahrern breit.

»Sie werden nie hier ankommen!«, riefen sie. »Stürzen wir uns hinab, Anaconda! Der Regen hört auf und sehr bald wird es zu spät sein.«

»Er wird auch wieder einsetzen. Habt Geduld, Brüderchen! Es ist ausgeschlossen, dass es dort nicht regnet! Die Tukane sind schlechte Flieger, das sagen sie selbst. Vielleicht sind sie schon unterwegs. Zwei Tage noch!«

Aber Anaconda selbst war weit davon entfernt, das zu glauben, was sie die anderen glauben machen wollte. Was, wenn sich die Tukane in den Nebelschwaden des Urwalds verirrt hatten oder wenn aufgrund eines unvorstellbaren Unglücks der Nordwest-Passat nicht die Regen des Nordens mitgebracht hatte? Eine halbe Tagesreise von dort entfernt donnerten, gespeist durch seine Nebenflüsse, die Wasserfälle des Parahyba.

Die sehnsüchtigen Augen der Tiere waren, wie in Erwartung einer Taube der Arche Noah, ohne Unterlass in den nordöstlichen Himmel gerichtet, denn dort musste sich die Nachricht ihres großen Unternehmens

ankündigen. Bis plötzlich aus den Schwaden eines Wolkenbruchs, völlig durchnässt und vor Kälte klamm, krächzend die Tukane eintrafen.

»Große Regenfälle! Es regnet im gesamten Flusstal. Alles ist weiß vor Wasser!«

Wildes Freudengeschrei peitschte durch das gesamte Gebiet:

»Gehen wir hinab. Der Triumph ist unser. Stürzen wir uns sogleich in die Schlacht.«

Und es wurde höchste Zeit. So könnte man es nennen. Denn der Parahyba war bis dort selbst über die Ufer getreten und hatte sein Bett verlassen. Vom Fluss bis zur großen Lagune waren die Sümpfe nun ein einziges ruhig daliegendes Meer, auf dem zartes Kamelottgras hin- und herwiegte. Nach Norden hin gab dieses grüne Meer unter dem Druck des Hochwassers leicht nach, beschrieb einen großen Bogen, reichte dadurch bis an den Wald heran und breitete sich, angesogen durch die schnelle Strömung, nach Süden weiter aus.

Jetzt war die Stunde gekommen. Vor den Augen Anacondas defilierte die Wildnis, bereit zum Angriff: gestern geborene Victoria Regis, alte rotbraune Krokodile, Ameisen und Tiger, treibende Schilfinselfn und Vipern, Schäume, Schildkröten und Hitze und das sintflutartige Wetter selbst, das sich von neuem entlud. Der gesamte Urwald zog vorbei und klatschte der Boa Beifall und trieb dem Abgrund der großen Hochwasser zu.

Als Anaconda alles das gesehen hatte, ließ sie sich ihrerseits vom Wasser bis in den Parahyba tragen. Dort rollte sie sich um eine mit Stumpf und Stiel fortgerissene Zeder, die um sich selbst rotierend in der Strömung trieb, in die sie zufällig verschlagen worden war. Mit einem leichten Lächeln seufzte sie auf, um schließlich langsam im Licht der Dämmerung ihre gläsernen Augen zu schließen. Sie war zufrieden.

Jetzt begann die wundersame Reise ins Unbekannte, denn was sie jenseits der großen Steilklippen aus rosa Sandstein erwartete, die weit hinter dem Guayra den Fluss halb einschnürten, war ihr völlig unbekannt. Durch den Tucuarí war sie schon einmal bis zum Tal des Paraguay vorgedrungen, wie wir bereits gehört haben, vom mittleren und unteren Paraguay kannte sie hingegen nichts.

Angesichts der Wildnis, die triumphierend und auf dem Stauwasser tanzend hinabtrieb, wurde die große Schlange sogar heiter gestimmt. Mit dem vom Regen geläuterten Geist ließ sie sich unter der weißen Sintflut, die sie allmählich einschläferte, wie auf einer Hängematte davontragen.

In dieser Weise trieb sie in dem heimatlichen Paranahyba hinab, nahm flüchtig wahr, wie sich die Strudel beim Eintritt des Río Muerto auflösten und war kaum aus dem Traum erwacht, als der gesamte schwimmende Urwald, die Zeder und sie selbst durch die aufsteigende Gischt hindurch in den Guayrafall hinabgestürzt wurden, dessen stufenförmige Kaskaden sich schließlich in einer schiefen Ebene in den Abgrund ergossen. Für lange Zeit waren in dem eingeschnürten Fluss die roten Wasser völlig aufgewühlt. Aber zwei Tage später wurden die hohen Uferböschungen wieder auseinandergedrückt und die Wasser gruben sich jetzt ohne jeden Strudel und ohne einen Laut, langgestreckt wie Öl, mit neunzig Meilen pro Stunde in die Flussrinne ein.

Anderes Land, anderes Klima. Nun war der Himmel klar und die strahlende Sonne wurde kaum einmal von den morgendlichen Dünsten verschleiert. Wie eine blutjunge Schlange öffnete Anaconda neugierig ihre Augen vor dem neuen Tag in Misiones, und sie erinnerte sich bruchstückhaft und verschwommen an ihre frühe Jugend.

Sie sah wieder, wie sich der Strand beim ersten Sonnenstrahl erhob und scheinbar über dem milchigen Nebel zu schweben begann, bis dieser sich nach und nach auflöste, um in den schattigen Buchten zu enden und sich in langen Schals um das feuchte Heck der Kanus zu legen. Als sie die großen Stauwellen der Untiefen erreichte, spürte sie vor ihren Augen wie damals den Schwindel des Wassers, das in glatten Linien weite Kreise zog. Diese Wellen wurden bei Erreichen der Strömung wieder unruhig und das Wasser begann, rötlich gefärbt vom Blut toter Tauben, zu sprudeln. Sie sah wie die Sonne Abend für Abend von neuem die einzelnen Abendröten nach Art eines Schmelzmeisters wie einen Fächer entzündete, mit einem Zentrum, das in heller Glut aufflammerte. Während dort oben, hoch am Himmel, weiße Haufenwolken mit von Feuerfunken zerbissenen Konturen einsam ihre Bahnen zogen.

Alles kam ihr bekannt vor, doch wie ein mit Nebel durchsetzter Traum. Besonders des Nachts spürte sie den warmen Puls der hinabfließenden Flutwelle und die Boa ließ sich von ihr treiben bis sie sich plötzlich mit einem unruhigen Zucken entrollte. Die Zeder war soeben mit etwas Unerwartetem oder zumindest für den Fluss Unüblichem zusammengestoßen.

Niemandem bleibt verborgen, was alles über oder halb unter Wasser von einer schweren Flutwelle mitgeschleppt wird. Mehrere Male schon waren vor Anasondas Augen selbst ihr unbekannte Tiere vorbeigetrieben. Irgendwo im äußersten Norden ertrunken, versanken sie jetzt allmählich unter den

Schnabelhieben flügelschlagender Raben. Sie hatte gesehen, wie die Schnecken zu Hunderten die hohen, sich in der Strömung wiegenden Zweige hinaufkletterten und wie die Annós⁴ sie mit ihren Schnabelhieben aufbrachen. Und im Mondschein hatte sie dem Defilee der Carambatás⁵ beigewohnt, die mit aus dem Wasser ragenden Rückenflossen den Fluss hinabschwammen, und dann plötzlich, wie das Beben eines Kanonendonners, untertauchten.

So wie bei großen Flutwellen.

Aber was soeben mit ihr Fühlung aufgenommen hatte, war eine zweistöckige Konstruktion, ähnlich dem Dach eines eingestürzten Ranchos⁶, auf einer treibenden Schilfinsel von der Strömung mit fortgeschleppt. War das vielleicht ein auf Stelzen über einer Lagune errichteter Rancho, bewohnt von einem Schiffbrüchigen, der es mit letzter Kraft erreicht hatte und der dann vom Wasser unterspült worden war? Mit unendlicher Vorsicht, Schuppe für Schuppe langsam zusammenziehend, durchstreifte Anaconda die schwimmende Insel. In der Tat, sie war bewohnt, denn unter dem Abdach aus Stroh lag ein Mensch. Doch am Hals erkannte sie eine lange Wunde. Der Mann lag im Sterben. Für lange Zeit, ohne ihre Schwanzspitze auch nur einen Millimeter zu bewegen, ließ Anaconda den Blick fest auf ihrem Feind ruhen.

In diesem großen Flussbusen, der hier von rosafarbenem Sandstein eingengt wird, hatte die Boa zum ersten Mal Bekanntschaft mit Menschen gemacht. Sie konnte sich nicht mehr genau daran erinnern, nur ein Gefühl des Unbehagens und ein starker Widerwille gegen sich selbst wurde jedes Mal in ihr wachgerufen, wenn der Zufall, und nur dieser, irgendein flüchtiges Detail ihres Abenteuers wieder hervorbrachte.⁷

Jetzt auf einmal Freunde sein? Niemals! Feinde natürlich, denn wegen ihnen hatte man ja den Kampf begonnen.

Aber trotz allem, Anaconda rührte sich nicht und die Stunden vergingen. Es herrschte immer noch Finsternis, als die große Schlange sich plötzlich entrollte, bis zum Rand der schwimmenden Insel glitt und ihren Kopf den schwarzen Wassern entgegenstreckte. Sie hatte die Nähe der Vipern an ihrem Fischgeruch ausgemacht.

In der Tat, die Vipern fanden sich in Scharen ein.

»Was ist?«, fragte Anaconda, »Ihr wisst genau, dass ihr während eines Hochwassers eure Schilfinsel nicht verlassen sollt.«

»Das wissen wir wohl«, antworteten die Eindringlinge, »aber hier ist ein Mensch. Er ist ein Feind der Wildnis. Mach Platz, Anaconda.«

»Warum? Ihr bleibt da, wo ihr seid. Dieser Mann ist verletzt... Er ist tot.«

»Und, macht dir das was aus? Und wenn er noch nicht tot ist, wird er es gleich sein. Geh beiseite, Anaconda.«

Die große Boa richtete sich auf und spannte ihren Hals zu einem großen Bogen.

»Ich habe gesagt, ihr kommt hier nicht vorbei. Zurück! Dieser kranke Mann steht unter meinem Schutz. Wer sich nähert, sollte sich in Acht nehmen.«

»Nimm du dich mal selbst in Acht!«, schrien die Vipern mit einem scharfen Zischen, indem sie ihre mörderischen Backentaschen aufbliesen.

»In Acht nehmen wovor?«

»Vor dem, was du tust. Du hast dich an die Menschen verkauft, du langschwänziger Leguan!«

Kaum hatte die Klapperschlange das letzte Wort herausgezischt, da schnellte auch schon der Kopf der Boa hervor. Wie ein entsetzlicher Rammbock zerschmetterte sie ihr die Kinnladen und die Klapperschlange trieb wenig später tot, den schlaffen Bauch nach oben gedreht, davon.

»Hütet euch«, die Stimme der Boa wurde schneidend scharf, »in ganz Misiones wird keine Viper übrig bleiben, wenn sich auch nur eine einzige nähert. Ich und gekauft, ihr Elenden! Zurück ins Wasser und schreibt euch hinter die Ohren: Weder am Tage noch in der Nacht, noch überhaupt zu irgendeiner Stunde, möchte ich Vipern in der Nähe des Menschen sehen. Verstanden?«

»Verstanden!«, antwortete aus dem Dunkel die tiefe Stimme einer großen Yararacusí. »Aber eines Tages werden wir von dir hierüber noch Rechenschaft fordern, Anaconda!«

»Früher einmal«, antwortete Anaconda, »habe ich vor einer von euch Rechenschaft abgelegt und ihr ist es nicht gut bekommen!⁸ Gib auf dich selber Acht, schöne Yarará. Und nun, allergrößte Vorsicht und... gute Reise!«

Auch dieses Mal war Anaconda nicht mit sich zufrieden. Warum hatte sie so gehandelt? Was verband sie mit dem Menschen, mit dem sie niemals auch nur irgendetwas verbinden konnte? Augenscheinlich war es eine arme Seele von einem Mensú⁹, der dort mit offener Kehle mit dem Tode rang.

Es wurde schon Tag.

»Ach!«, sprach die große Boa schließlich leise zu sich und betrachtete den Verletzten zum letzten Mal, »es lohnt sich nicht, dass ich mir wegen dieser Person den Kopf zerbreche. Es ist ein armes Wesen, wie alle anderen Menschen auch, dem kaum noch eine Stunde Leben bleibt.«

Mit einem verächtlichen Schwanzwedeln zog sie sich in die Mitte der schwimmenden Insel zurück und rollte sich dort ein. Doch den ganzen Tag über ließen ihre Augen keinen Moment vom schwimmenden Schilf ab.

Kurz nach Anbruch der Nacht näherten sich den Schilfinseln hohe Ameisenkegel, die von Millionen am Sockel bereits ertrunkener Ameisen gestützt wurden.

»Anaconda, wir sind die Ameisen«, sagten sie, »wir sind gekommen, um dir einen Vorwurf zu machen. Dieser Mensch da auf dem Stroh ist einer unserer Feinde. Wir können ihn nicht sehen, aber die Vipern wissen, dass er dort ist. Sie haben gesehen, dass der Mensch da unter dem Dach schläft. Töte ihn, Anaconda.«

»Nein, Schwestern, zieht unbesorgt weiter.«

»Du tust Unrecht, Anaconda. Dann gestatte, dass die Vipern ihn töten.«

»Nein, auch das nicht. Kennt Ihr die Gesetze der Hochwasser? Diese Schilfinsel ist mein und hier ist mein Platz. Gebt Frieden, ihr Ameisen.«

»Aber die Vipern haben es schon allen erzählt. Sie sagen, du hast dich an die Menschen verkauft. Ärgere dich nicht, Anaconda.«

»Und wer glaubt so etwas?«

»Niemand, das ist gewiss. Nur die Tiger sind nicht zufrieden.«

»Ach, warum kommen sie nicht selbst, um es mir zu sagen?«

»Das wissen wir nicht, Anaconda.«

»Aber ich weiß es. Nun lasst es gut sein, kleine Schwestern. Zieht ruhig weiter und gebt Acht, dass ihr nicht alle ertrinkt, denn ihr würdet uns bald sehr fehlen. Ihr habt nichts von eurer Anaconda zu befürchten. Heute bin ich – und werde es allezeit sein – eine ergebene Tochter der Wildnis. Tut das allen kund! Gute Nacht, Gevatterinnen.«

»Gute Nacht, Anaconda«, antworteten die Ameisen noch schnell und wurden von der Nacht verschluckt.

Anaconda hatte zu viele Male ihre Klugheit und ihre Treue bewiesen, als dass eine Verleumdung der Vipern ihr all die Achtung und all die Liebe der Wildnis hätte entziehen können. Obwohl ihre geringe Sympathie für die Klapperschlangen und die Yaráras niemandem verborgen geblieben war, spielten die Vipern während der Überschwemmung eine derart unüberschätzbare Rolle, dass sich die Boa mit langen Schwimmstößen selbst auf den Weg machte, um die Seelen zu versöhnen.

»Ich bin nicht auf Streit aus, und war es auch gestern nicht«, sagte sie zu den Vipern. »Solange der Feldzug dauert, widme ich mich mit all meiner

Kraft und meiner Seele dem Hochwasser. Nur die schwimmende Insel ist mein und ich mache darauf, was ich will. Nichts weiter.«

Die Vipern erwiderten kein einziges Wort und würdigten die Gesprächspartnerin nicht einmal mit einem einzigen Blick ihrer kalten Augen, so als ob sie nichts gehört hätten.

»Böses Omen!«, krächzten die Flamingos im Chor, die von weitem der Begegnung zusahen.

»Bah«, heulten vor Wasser triefend die Krokodile auf und erklimmen einen Baumstamm. »Lassen wir Anaconda in Ruhe. Es ist ihre eigene Angelegenheit und der Mensch muss bereits tot sein.«

Aber der Mann starb nicht. Mit großer Verwunderung sah Anaconda, dass drei weitere Tage verstrichen, ohne dass der mit dem Tode Ringende den letzten Atemzug tat. Keinen Augenblick unterbrach sie ihre Wache. Doch abgesehen davon, dass sich die Vipern nicht mehr blicken ließen, beschäftigten Anaconda andere Gedanken.

Gemäß ihren Berechnungen – jede Wasserschlange weiß mehr von Hydrographie als irgendein Mensch – mussten sie sich bereits in der Nähe des Paraguay befinden. Und ohne den phantastischen Zufluss an Schilfinseln, die dieser Fluss bei seinen großen Überschwemmungen entwurzelt und mit fortgeschwemmt hatte, wäre der Kampf bereits beendet, ehe er beginnen sollte. Was bedeuten schon die großen grünen Flecken, die den Paranyba hinabtrieben, im Vergleich zu den 180 000 Quadratkilometern Schilf in den großen Lagunen des Xarayes, bei der Aufgabe, den Abfluss des Paraná zuzuschütten und zu verstopfen? Den in diesem Augenblick hinabtreibenden Bewohnern des Urwaldes war das aus den Erzählungen Anacondas während ihres Kreuzzuges ebenfalls bekannt. Und so ließ die Sehnsucht der Reisenden, die Stunde um Stunde das Wasser durchzogen, um die verbündete Pflanzenwelt auszumachen, das Strohdach, den verletzten Mann und allen Zwist vergessen.

Was war, wenn die Tukane, die sich so beeilt hatten, einem Irrtum aufgefressen waren und schon beim ersten winzigen Schauer die Kunde überbracht hatten?

»Anaconda!«, hörte man aus der Finsternis hier und dort rufen, »erkennst du immer noch kein Zeichen von Wasser? Ob sie uns getäuscht haben?«

»Das glaube ich nicht«, antwortete die Boa schwermütig, »noch einen Tag und wir werden es fühlen.«

»Noch einen Tag! Diese Bucht raubt uns viel Kraft. Einen Tag noch! Du sagst immer dasselbe, Anaconda.«

»Geduld, Brüder! Ich leide noch mehr als ihr.«

Der folgende Tag war ein harter Tag. Dazu kam noch die ungewöhnliche Trockenheit der Gegend. Die große Boa verbrachte ihn geduldig und völlig reglos wachend auf ihrer schwimmenden Insel, die bei Einbruch der Nacht vom Widerschein der Sonne erhellt wurde, der wie ein funkelnder Metallstreifen quer über dem Fluss lag.

In der Dunkelheit derselben Nacht stieß Anaconda, die seit Stunden zwischen den Schilfinseln hin- und herschwamm und immer wieder das Wasser kostete, plötzlich einen Triumphschrei aus. Sie hatte soeben an einer riesigen dahintreibenden Insel den salzigen Geschmack der Schilfinseln der Oliden wiedererkannt.

»Gerettet, Brüder!«, rief sie. »Der Paraguay fließt mit uns hinab! Auch dort große Regenfälle!«

Die Zuversicht der Wildnis kam zurück, erhob sich wie ein Zauber und klatschte der Flutwelle aus dem Nachbargebiet Beifall, deren Schilfinseln, fest miteinander verbunden, als wäre es zusammenhängendes Erdreich, endlich in den Paraná eintraten.

Am nächsten Tag warf die Sonne ihr Licht auf diesen wundersamen Bund der zwei großen verbündeten Flusstäler, die sich in dieselben Wasser ergossen. Die große Wasserpflanzenwelt trieb hinab, fest zusammengeschweißt zu riesigen Inseln, die den Fluss bedeckten. Eine einzige Stimme der Begeisterung schwebte über der Wildnis, als die treibenden Schilfinseln, zuerst die in Ufernähe, dann die restlichen, vom Stauwasser getragen, unentschlossen über die einzuschlagende Richtung, sich um sich selbst drehten.

»Platz da! Platz da!«, hörte man die ganze Flutwelle vor dem Hindernis pulsieren. So entkamen schließlich die Schilfinseln und die Baumstämme mit ihrer Ladung von Angreifern dem Sog und schnellten wie ein Strahl durch die Enge.

»Weiter so! Platz da! Platz da!«, vernahm man von einem Ufer zum anderen, »der Sieg ist unser!«

Das glaubte auch Anaconda. Ihr Traum war drauf und dran sich zu erfüllen. Und in stolzer Eitelkeit warf sie einen triumphierenden Blick zum Schatten ihres Daches.

Der Mann war gestorben. Der Verletzte hatte seine Haltung nicht geändert, keinen einzigen Finger im Todeskrampf zusammengezogen und auch nicht den Mund geschlossen. Aber er war mausetot, vielleicht schon seit Stunden.

Angesichts dieser nur zu natürlichen und wenig überraschenden Tatsache verharrte Anaconda ohne Regung staunend, als ob der unbekannte Mensú ihretwegen, ihrer Art und seiner Wunden zum Trotz seine elende Existenz hätte bewahren müssen.

Warum war ihr dieser Mensch nicht gleichgültig? Sie hatte ihn verteidigt, ohne Zweifel. Sie hatte ihn vor den Vipern in Schutz genommen, im Schatten des Hochwassers einen Rest feindlichen Lebens behütet und ihm Beistand gewährt. Warum nur? Auch das zu wissen war ihr gleichgültig. Dort unter seinem Abdach würde der Tote verbleiben, ohne dass sie sich jemals wieder seiner erinnerte. Andere Dinge beunruhigten sie jetzt.

In der Tat, die große Flutwelle wurde von einem Schicksal bedroht, das Anaconda nicht bedacht hatte. Aufgeweicht vom tagelangen Treiben in warmen Gewässern begann der Tang zu gären. Dicke Blasen stiegen zwischen den Inseln auf und die aufgequollenen Samenkörner hefteten sich als klebrige Masse an deren Ränder. Für einen kurzen Augenblick hatten die hohen Uferböschungen die Wirkung der Überschwemmung erhalten und die wilde Wasserpflanzenwelt bedeckte dadurch vollständig den Fluss, sodass man überhaupt kein Wasser mehr sah, sondern nur ein das ganze Flussbett einnehmendes grünes Meer. Aber jetzt versickerte das Hochwasser an den seichten Ufern, müde geworden und daher ohne die Kraft der Anfangstage, jämmerlich ins innere Schwemmland und ging dem Erdreich so in die Falle.

Noch weiter unten brachen die großen schwimmenden Schilfinselfn hier und da auseinander, ohne die Kraft zu besitzen, das stehende Wasser zu überwinden und ließen in den weiten Flussbuchten ihren Traum von Fruchtbarkeit Gestalt annehmen. Willig gaben die Inseln den vom Ufer reflektierten Gegenströmungen nach, trieben gemächlich in zwei großen Bögen den Paraná hinab und blieben schließlich entlang dem Ufer stecken, um dort weiter auszuschlagen.

Auch die große Boa konnte sich dieser fruchtbaren Erschlaffung, an der sich der Fluss labte, nicht entziehen. Sie glitt auf ihrer schwimmenden Insel von einer Seite zur anderen, ohne irgendwo Ruhe zu finden. In ihrer Nähe, fast an ihrer Seite, ging die Leiche des Mannes langsam in Verwesung über. Anaconda näherte sich immer wieder, atmete, wie sonst irgendwo in der Wildnis, tief die Gärungswärme ein und ließ dann wie an den Frühlingstagen in ihrer Heimat, den warmen Bauch ein gutes Stück über das Wasser gleiten. Aber dieses Wasser war bereits zu kühl und deshalb nicht der geeignete Ort.

Unter dem Schatten des Daches ruhte der tote Mensú. Konnte der Tote nicht mehr sein als die endgültige und fruchtlose Auflösung jenes Wesens, das sie so beschützt hatte? Und nichts, rein gar nichts, sollte ihr von ihm bleiben?

Ganz langsam, mit der ehrfürchtigen Trägheit, wie vor einem Heiligtum der Natur, rollte sich Anaconda zusammen. Und an der Seite des Mannes, dessen Leben sie wie ihr eigenes verteidigt hatte, in der fruchtbaren Wärme seiner Verwesung – ein überlassenes Zeugnis von Dankbarkeit, das vielleicht nur die Wildnis verstehen würde – begann Anaconda, ihre Eier zu legen.

In der Tat hatte die Überschwemmung ihre Wirkung verloren. So weitläufig auch die verbündeten Flusstäler und so gewaltig auch die sintflutartigen Wolkenbrüche gewesen sein mochten, die Leidenschaft der Pflanzenwelt hatte dem großen Hochwasser seine Kraft geraubt. Ohne Zweifel, noch immer trieben Schilfinseln vorbei, aber die aufmunternde Stimme »Platz da! Platz da!« war völlig verstummt.

Anaconda träumte nicht mehr. Sie wusste genau, dass es zur Katastrophe kommen musste. Sie fühlte unmittelbar die unermesslichen Weiten, in die sich die Überschwemmung verlieren würde, ohne den Fluss versperrt zu haben. Treu verweilte sie in der Wärme des Menschen und fuhr fort, ihre Leben spendenden Eier zu legen, ohne noch irgendeine Hoffnung für sich selbst zu hegen. In der Unendlichkeit des kalten Wassers fielen die Schilfinseln auseinander und verbreiteten sich auf der endlosen Wasserfläche. Lange, runde Wellen wiegten taktlos die losgerissene Wildnis, deren Erdbewohner nun stumm und richtungslos, vor Kälte klamm, im Gestade untergingen. Große Schiffe – die Sieger – schwärzten in der Ferne den hellen Himmel und ein kleines Dampfschiffchen mit weißer Rauchfahne fuhr neugierig durch die auseinanderfallenden Schilfinseln. Noch weiter entfernt, in der himmlischen Unendlichkeit, fiel das Bild Anacondas, hoch aufgerichtet auf ihrer schwimmenden Insel, ins Auge. Obwohl sie durch die Entfernung kleiner erschien, erregten ihre außergewöhnlichen zehn Meter doch die Aufmerksamkeit der Neugierigen.

»Dahinten!«, ertönte plötzlich eine Stimme auf dem Schiffchen, »dort auf dieser Treibinsel, eine riesige Schlange!«

»Was für ein Ungeheuer!«, schrie eine andere Stimme. »Und schaut mal, auch ein eingestürztes Rancho! Sicherlich hat sie seinen Bewohner umgebracht.«

»Oder hat ihn bei lebendigem Leibe verschlungen! Diese Ungeheuer verschonen niemanden. Wir werden den Unglücklichen mit einer guten Kugel rächen.«

»Um Gottes Willen, wir sollten uns nicht zu nahe heranwagen!«, rief derjenige, der zuerst gesprochen hatte. »Das Ungetüm muss außer sich sein. Es ist imstande, sich auf uns zu stürzen, sobald es uns sieht. Sind Sie auch sicher, aus dieser Entfernung noch zu treffen?«

»Wir werden sehen. Mit dem ersten Schuss ist nichts verloren...«

Dort hinten, in der aufgehenden Sonne, die das mit grünen Punkten gespickte Gestade vergoldete, hatte Anaconda das kleine Schiff mit der Rauchfahne entdeckt. Gleichgültig blickte sie zu ihm hinüber, als sie in diesem Augenblick eine kleine Rauchwolke vom Bug des Dampfschiffchens aufsteigen sah und ihr Kopf gegen die Pfähle des Ranchos schlug.

Die Boa richtete sich erneut auf, verwundert. Sie hatte einen kurzen, trockenen Schlag an irgendeiner Stelle ihres Körpers verspürt, vielleicht am Kopf. Sie hatte keine Erklärung dafür, wie das geschehen war. Sie hatte jedoch den Eindruck, dass ihr irgendetwas zugestoßen war. Zuerst fühlte sie, wie ihr Körper einschlieft. Dann wollte sie ihren Hals wiegen, doch es kam ihr vor, als ob die Dinge um sie herum, und nicht ihr Kopf, zu tanzen begannen und sich verfinsterten.

In einem lebendigen, aber invertierten Panorama hatte sie plötzlich die heimatliche Wildnis vor Augen, und, mehr und mehr transparent werdend, zeichnete sich über ihr das lachende Antlitz des Tagelöhners ab.

Ich bin sehr müde, dachte Anaconda und mühte sich, die Augen immer noch offen zu halten. Riesengroß und bläulich schimmernd rollten überall Eier vom Abdach und bedeckten die ganze schwimmende Insel.

»Es wird wohl Zeit sein, schlafen zu gehen...«, murmelte Anaconda. Und als sie den Kopf der Länge nach sanft neben ihren Eiern betten wollte, schlug er in einem letzten Traum auf den Boden auf.

Anmerkungen

- 1 Grobes Schilfgras in tropischen Fluss- und Sumpfniederungen und Salzlagen Südamerikas.
- 2 Seerosengewächs im tropischen Südamerika mit bis zu 2 m Durchmesser großen, kreisrunden Blättern.
- 3 Brasilianisch: Zweibeiner.

⁴ Kuckucksvögel.

⁵ Lungen-Kiemenfische.

⁶ Einzel liegende (Lehm-)Hütte.

⁷ Referenz zur Erzählung »Anaconda«, nicht in dieser Ausgabe enthalten.

⁸ Wie Anm. 7.

⁹ Der Name resultiert aus *mensual*. Er wurde regional für Tagelöhner in den Holzschlägen und Mateplantagen verwendet, die zeitabhängig (für eine bestimmte Anzahl von Monaten) für Lohnarbeit verpflichtet wurden.